

Die Spiele unserer Kinder.

Unter den Erziehungsmitteln, welche die Mutter zu Gebote stehen, nimmt das Spiel wegen seiner wohlthätigen Einwirkung auf die geistige und körperliche Entwicklung der Jugend eine hervorragende Stelle ein, doch wird dasselbe oft nicht gebührend als Erziehungsmittel gewürdigt. Das Spiel ist für die Kinderpflanzung, das jedes Kind durchlebt, dasselbe ist für den Kindesgeist ein ebenso notwendiges Nahrungsmittel wie Essen und Trinken für den Leib. Durch das Spiel wird die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes gefördert, ferner Sinn für Schönheit, Genauigkeit und Ausdauer geweckt und genährt. Ein ganz kleines Kind kennt noch kein schaffendes Spiel, sondern empfindet, erst später, wenn die Phantasie sich reist, heftig die größere Freiheit des Selbstspiels an. Das Kind hat zuerst einfache Spiele — solche mit Spielfachen und solche mit anderen Kindern. Mit seinen Spielfachen schafft es sich eine lebendige Welt in seiner Einbildungskraft und abt mit ihnen gern Beschäftigungen der Erwachsenen nach. Diesen Nachahmungstrieb im Spiele müssen die Mütter unterdrücken, indem sie ihren Kindern geeignete Spielgeräte in die Hand geben. Die Eltern sollten besonders darauf achten, welche Spiele ihre Kinder am meisten und am liebsten spielen, da sich aus der Vorliebe derselben oft schließen läßt, für welchen Beruf sie später das meiste Interesse und die meiste Geschäftigkeit besitzen. Wird durch die Spiele mit Spielfachen hauptsächlich das Kindes Einbildungskraft entwickelt und nützlich und angenehm beschäftigt, so wird bei gemeinschaftlichen Spielen Eifer, Muth, Verträglichkeit und Nachahmung geübt. Zur Ausführung solcher gemeinschaftlichen Spiele müssen die Mütter für möglichst gleichartige Spielgenossen sorgen, ein älteres Kind findet nämlich an einem Spiel, das jüngere Kinder spielen, keine Befriedigung. Eltern, welche nur ein Kind haben, sollten es nicht unterlassen, oft für kindliche Genossenschaft zu sorgen. Eine sehr hohe Bedeutung hat das Spiel auch für die körperliche Ausbildung der Jugend, insbesondere für die körperliche Entwicklung der weiblichen Jugend. Namentlich in den Städten und in solchen Familien, wo die Mädchen wenig Gelegenheit haben, ihre Körperkräfte zu üben, bietet das Spiel das beste Mittel zur Kräftigung und Stärkung der Gesundheit. Betrachten wir z. B. das Ballspiel. Alle Theile des Körpers werden dabei angestrengt und durch die Anstrengung getätigt. Doch wenn die Mädchen ein gewisses Alter überschritten haben, so find die meisten nach ihrer Meinung zu alt für solche Spiele. Dieses Vorurtheil der jungen Mädchen, zum Spiel zu alt zu sein, müßten die Mütter im Interesse der Gesundheit ihrer Töchter zerstreuen. Namentlich sollten die Mütter, welche Töchter haben, die in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgeblieben, dieselben zum regelmäßigen Spielen im freien anhalten, sie würden zu ihrer größten Freude wahrnehmen, daß diese Thätigkeit den vortheilhaftesten Einfluß auf das leibliche Wohlbefinden ihrer Töchter ausübt. Wenn aber der Nutzen des Spiels nicht beeinträchtigt werden soll, so muß eine andere Forderung, welche die Mütter auf die Gesundheit der weiblichen Jugend erhebt, erfüllt sein und dies ist die Kleidung. Das Tragen von eng anschließender Kleidung, sowie das Schmücken, wodurch viele Theile des Körpers an ihrer natürlichen Ausbildung gehindert werden, sollten die Mütter überhaupt nicht dulden. Es giebt aber leider so viele alte Mütter, welche ihre Töchter schon vom zehnten Lebensjahre an früher ein festes Corsett tragen lassen, damit, wie sie sagen, „Gleichen eine bessere Haltung.“ Daß aber hiermit das Gesundheitstheil erzielt wird und es außerdem den Mädchen zum größten Schaden gereicht, wollen die Mütter durchaus nicht einsehen. Wie viele junge Mädchen würden weder Doctor noch Medicamente gebrauchen, hätte sie die Mutter ein einfaches, von festem Stoff angelegtes Leichen tragen lassen, denn die Kleidung muß so einfach und bequem sein, daß sie eine freie Bewegung aller Muskeln gestattet, dann wird das Spiel seinen Zweck voll und ganz erfüllen und zur Förderung der körperlichen Gesundheit beitragen.

Liebeswerben.

In des Lindenbaums Gäß,
Nah des Baumes Spigen,
Sah ich vor dem lauchigen Nest
Eine Drossel sitzen.
Sahst gar zart und minniglich:
„Kommt du nicht, so hol' ich dich.“
Wo die Winde Rost umflüht,
Sitzt das Drosselweibchen,
Regt sich nicht und rührt sich nicht,
Nur sich kleben und küssen.
Laufst dem Sange, so ted' ich freich:
„Kommt du nicht, so hol' ich dich.“
Zu dem Zweigen wird es sitz,
Weißt du, was das deuten will?

— Auffassung. Besucher (im Gefängnis): „Was hat Sie denn hergebracht?“ Gefangener: „Ich habe fünf Frauen auf einmal abgetraut.“ Besucher: „Nun, wie gefallt es Ihnen denn hier in der Freiheit?“ — Standeserhöhung. — „Sarah, was wird heute Abend gegeben im Theater?“ — „Der Commerzienrath von Venedig!“

Ein Abenteuer im Gebirge.

Erzählt von einem Officier der Bundesarmee.
V. v. Scherbrand.

„Wißt Ihr, was ein Cuguar ist? Na, ich konnte mir's denken, daß Ihr's nicht wißt, denn diese Wesen sind heutzutage etwas seltener geworden, als sie damals waren, zur Zeit da meine Geschichte spielt“, sagte der alte Oberst Dryden, indem er seine Cigarre in Brand setzte und einen neuen Schluck „heißen Stoff“ zu sich nahm. Um ihn herum war ein Kreis jüngerer Officiere des 10. Cavallerie-Regiments in Fort Gladensburg. Ich war damals in den Cascade-Bergen, und zwar in jenem Theile des jetzigen Staates Washington, wo das prächtige, romantische Simcoe-Thai sich erstreckt und das danach benannte kleine Fort sich erhebt. Jetzt ist das zum Theil schon angebaut, aber damals war es noch die reine Wildnis. Als junger Officier und eifriger Sportsmann gefiel mir's dort sehr gut, obwohl wir häufig Schärmügel und zerschmetterte Kriegerzüge mit den Nez Percés und Wandottens durchzukämpfen hatten und der Scalp eines weißen Mannes auch noch nicht so hoch im Martie stand wie dies heute der Fall ist. Aber das Wild, das massenweise in den dichten, herrlichen Wäldern vorhanden war, entzückte mich für die häufigen Gefahren, die auch meine damals noch mit dichten, dunklen Haaren bewachsene Kopfhaut von den verächtlichen Kriegerzügen hatte. Der Dienst war im Allgemeinen leicht, und meine Mußezeit verbrachte ich regelmäßig mit einsamen Jagden im Gebirge. Die Wälder waren voll von Rothwild, aber auch Raubzeug gab's viel, worunter vor Allem den Cuguar, der auch fälschlich in Californien, Oregon und Washington Panther und Berglöwe genannt wird. Es ist eine mächtige Raubkatze, doch ein Cuguar, das einzige einheimische Gethier dieser Art, das nördlich vom 30. Grad auf dem amerikanischen Continente angetroffen wird. Seine Name Berglöwe (Mountain Lion oder California Lion) hat er wohl von der Farbe seines Fells, das wie das des wirklichen Löwen ein matts gelbbraun oder gelbgelb ist, und von seinem Körperbau, der der übrigen Tigerarten. Aber der Cuguar wird weder so hoch wie der Löwe noch hat er die Mähne, die jenen auszeichnet. Ein sehr starkes, wildes Thier ist er aber doch, und wenn vom Hunger oder Jorn getrieben, ist er selbst für den bewaffneten Menschen ein sehr gefährlicher Gegner, denn er springt sicher und weit, und reißt dann durch sein Körpergewicht den Feind nieder, wo er ihn mit einigen wuchtigen Schlägen seiner furchtbaren Pranken tödtet oder betäubt. Aus den Erzählungen alter Trapper wußte ich schon soviel von dem Cuguar und daß er in der Wuth auch den Menschen anfallt, aber erlöst habe ich trotz meiner fortwährenden Streifzüge doch noch keine dieser Wesen, denn für gewöhnlich hält sich der Cuguar, der famos klettert, im Dickicht der Wälder auf, wo er auf einem der starken niedrigen Aeste der Bäume langgestreckt ruht und auf Beute lauert. Junge Hirsche sind ihm das liebste, und diese erreicht er dann, wenn sie ihm nahe genug kommen, durch einen einzigen mächtigen Sprung.

Es war eines Morgens im Spätherbst, als ich den Auftrag erhielt, einige Expeditionen nach Fort Grundy, 64 Meilen entfernt jenseits der Cascade-Berge, zu bringen. Ich hatte eine kleine Indianertruppe, die ich als Führer mitgenommen, denn ich den Namen Pocahontas gegeben, und machte mich dann schleunigst auf den Weg, denn ich hatte einen angestregten Ritt vor mir, ehe ich am Abend in dem Schutzhause am Deer Creek ankommen würde. Straßen gab's damals noch nicht, sondern nur Pfade, die von Indianern, Sängern und Thieren ausgetreten waren und die gewöhnlich im Fildack über den Rücken der Berge liefen, da der gerade Weg zu feil für Mann und Pferd war. Das Reisen war unter solchen Umständen, wie Sie sich denken, ziemlich beschwerlich, und doch war es ein Genuß für mich, denn die Gegend, durch die wir kamen, zeigte alle Reize einer jungfräulichen Natur. Stäubende, schäumende Wasserfälle, die in allen Farben des Regenbogens glänzten, wuchsen aus mit fleischigen Thälern voll saftigen Grüns und Sonnenheims und diese wieder mit Wäldern, in denen die Bäume wie Wästen ragten und das Licht nur gedämpft durch die dichtestlaubenden Kronen fiel. Dazu die prächtigen Efecte der Beleuchtung auf den fahlen Felsenrücken, dem rothen Schimmer am Morgen bis zum Bluthroth beim Sonnenuntergang — wahrlich, meine Herzen, das Herz ging einem auf bei dieser erhabenen Schönheit der Natur, und bei einer feinen aromatischen Tabaks von dem mir die Wälder vorher ein Neuanfängling aus den Scaaten einen Vorraß mitgebracht hatte, und meine zuverlässige, wackere Pocahontas zwischen den Schenkeln — was fehlte mir?

„So ritt ich dann tapfer darauf los, nur mit einem Mantelfaß und meinem „old reliable“, d. h. meinem schon oft erprobten Colt'schen Revolver bewaffnet, und das Wetter blieb den ganzen Tag herrlich. Allerdings war es heiß, die Sonne brannte manchmal ganz gehörig hernieder, aber ein den Wäldern und Schluchten war es wieder kühl und mehrmals machten wir kurze Rast, mein Thier und ich. Aber gegen Abend hatten wir den äußerlich beschwerlichen Fildack-Pfad über den Rücken des Rothberges zu überschreiten, und der war thatächlich

so halbschwer und steil, daß ich absetzte, den Fildack in die Hand nahm und meinen Gaul führen mußte. Nach 3-4 stündigem Klettern hatten wir dann endlich den Berg hinter uns und unten im Thal erblickte ich eine weiche, saftige Wiese, wo wir uns gut ausruhen konnten. Ermüdet streckte ich die Glieder auf das kühle Gras und setzte mein Pfeifchen wieder in Brand mit dem wohligen Gefühl, daß für diesen Tag der schlimmste Theil des Weges hinter uns lag, denn es waren von jenem Thalstempel aus nur noch knappe fünf Meilen nach dem Schutzhause hin, wo stets ein paar Mann vom Fort auf Wache waren und ich für die Nacht im Unterfornen neßl Mählgelb finden würde, welches, wenn auch nicht gerade luxuriös, immerhin für meine beschwerlichen Bedürfnisse mehr als genügt. Ich schloß mich sehr begnügt. Ich hatte den Fildack mit der langen Leine in's Erdreich eingeschlagen, und hatte es Pocahontas überlassen, sich selbst ihr Futter zu suchen, was sie auch that. Das Jermalm der saftigen Grasspitzen zwischen ihren Fäßen konnte ich in der stillen Abendluft deutlich hören, und das Pferd schien sich gerade wie ich äußerst wohl zu fühlen. Der Mond war aufgegangen und goß sein silbernes Licht aus über die Scene, daß es glänzte wie eine Silberfläche. Der Himmel war tiefblau über uns, und die Sterne leuchteten in der reinen, dünnen Luft wie Millionen von Laternen. Nicht vor uns erstreckte sich ein Gefäß, und das Fußsteig, das bis auf wenige Schritte von uns sich hinzog, lag im Dunkel des Schattens der großen Bäume. Plötzlich gab Pocahontas einen furchtbaren Ruck, so daß die Leine beinahe gedehnt wäre. Ich ergriff die Leine, die im Bereiche meiner Hand war, schnell und zog das Pferd zu mir heran. Pocahontas zitterte an allen Gliedern, augenblicklich aus Furcht. Ich streifte die Leine mit einem mächtigen Hebel meines Pferdes und sprach beruhigende Worte. Pocahontas rieb sich Nase an meinen Knie, aber ihre Nüßern blähten sich in Erregung. Was gab's? Ich blickte um mich. Alles still. Kein lebendes Wesen sichtbar. Sollte ich im Instinct gefälscht haben. Ja! Dort in dem Dunkel des Gebüsches erblickte ich plötzlich etwas, das mein Blut gerinnen machte. Zwei mächtige grüne Augen starrten auf uns und ein feines Knistern wie von brechenden Zweigen, wurde hörbar. Augenblicklich dachte ich an die Erzählungen, die ich gehört. War's ein Cuguar?

„Mein Thier zitterte noch immer, aber mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich streifte die Leine auf, rief den Fildack herauf, nahm die Leine ab, zog den Sattelgurt etwas fester, und sah im Sattel. Das hatte nur wenige Sekunden gedauert. Dann, ohne daß ich Pocahontas angetrieben hätte, rann das Thier dann, den Fildack entlang, der nach dem Wochhaus führte. Der Weg dahin führte zuerst am Saume eines Waldes dahin, aber durchschnitten dann eine enge, ziemlich schmale Schlucht, wie ich mich erinnerte. Würden wir dem Cuguar entkommen? Folgte er uns? Hatte er's nur auf mein Pferd oder auch auf mich abgesehen? Das waren Fragen, die mir das Gehirn zermarterten. Pocahontas lief so schnell sie laufen konnte, aber immer noch dicht dieses nervöse Zittern über ihren glänzenden Leib. Ich drehte mich rasch im Sattel um und blickte zurück. Da, mitten auf dem von Mondschein klar erhellten Pfad, taumelten ein Steinwurf hinter uns, galoppirte der Cuguar, und seine Klanken wurden gepfeift im Laufe von seinem großen Schwanz. Seine Augen glühten in phosphorescirenden Feuer. Er verfolgte uns. Ein eiserner Schauer des Entsetzens ergriff mich. Was thun? Daß wir ihm durch schnelle Flucht nicht entkommen würden, das sah ich jetzt, denn Pocahontas konnte diese rasende Eile nicht mehr lange aushalten und es kamen bald Stellen auf unserem Pfade, wo das Laufen ausgefallen war. Der Cuguar aber schien im Stande zu sein, die ganze Nacht in demselben Tempo weiter zu galoppieren. Nein, unsere Rettung, wenn sie möglich war, lag allein darin, daß wir Schritt gingen und ich meinen Revolver parat hielt, im Falle die Bestie uns doch attackiren sollte. So ritt ich dann plötzlich mächtig in die Fildack und zwang das Pferd, langsam zu gehen. Sofort auch, wie ich merkte, hielt der Cuguar an und folgte uns nun ebenso bedächtigen Schrittes. Hatte er Furcht vor uns? Oder war es nur eine Kriegslust von ihm? Ich wußte es nicht, aber hinter uns her, immer in derselben Entfernung, gerade außerhalb Schußweite, hörte ich das weiche Pe! Pe! seines Fildacktrabes.

Doch hier ist die Schlucht. Langsam und vorsichtig ritten wir in dieselbe. Als ich mich umdrehte, erblickte ich die grünen Augenlichter des Raubthieres. Dann wurde der Pfad so eng, und die Dunkelheit um uns herum wurde so groß, als daß ich hätte ohne nachzudenken können. Plötzlich hörte ich über uns im Gebüsch ein Knacken und Frauchen, und das Pferd machte einen verzweifelten Satz vorwärts — doch zu spät. Denn im selben Moment sauste etwas Schweres durch die Luft und fiel dicht hinter meinen Rücken nieder — der Cuguar, der das Pferd an der Gruppe gepackt hatte und seine Pranken in das zuckende Fleisch schlug, wobei er ein rollendes, knurrendes Geräusch ausstieß. Was dann folgte, das geschah so schnell, daß ich selbst mit hinterher keine Gemeinschaft darüber abgeben konnte. Ich wußte nur, daß ich mich infolgedessen umdrehte und als fünf Kammern meines Revolvers auf das Ungeheuer abgefeuert hatte, ohne zu zielen, ganz uninstinctiv. Und dann auf einmal hielt

Pocahontas von selbst und blieb stehen. Der Cuguar war verschwunden. Das Pferd drehte mir den klugen Kopf zu und wieherte. Ich wandte das Pferd und ritt eine kurze Strecke zurück. Da lag das Unthier im Staube — alle vier von sich gestreckt und schon verendet.

„Nun, Oberst, und das Ende der Geschichte — denn wie die meisten Geschichten hat doch wohl auch diese ein Ende“, fragte Capt. Somers. „Ja — viel ist da nicht mehr zu erzählen. Doch kommen Sie, ich will Ihnen den Cuguar zeigen.“ Und er schritt voran. In seinem Zimmer, über den Schreibtisch, war ein mächtiges Fell ausgelegt. „Das ist er“, sagte der alte Oberst, indem er das dach seine strengen Züge überflog. „Und Pocahontas!“

„Ich im Fildack gegen Eitling und gefallen. Denn die Schammen, die der Cuguar ihr beigebracht, heilten alle wieder. Schade um das Thier. Es war mir lieber als mancher Mensch.“

Die Teutoburger Schlacht.

Von Fr. W.

„Als die Römer frech geworden, zogen sie“, wie es in dem bekannten Liebeslied, nach Deutschlands Norden. Natürlich konnten sie dies nicht thun, ohne einen General dabei zu haben, und darum gab der Kaiser Augustus ihnen den Varus mit, der bereits den Militärverdienorden besaß. Als nun Arminius eines Tages in der Zeitung las, daß drei Legionen, „beifalls großer Uebungen in Germanien“ nach dem Rheine zogen, da sprang er mit einem abnungsvollen „Hui!“ auf und eilte zu seinen Freunden. Die gerade auf ihren Wäldern lagen und ihm lustig ihre Puppen entgegenstarrten.

„Kommt, Brüder, trinkt mit!“ riefen sie ihm zu, doch Arminius verfehlte: „Nicht da, jetzt ist keine Zeit zum Trinken. Laßt uns erst die Römer aus dem Lande jagen, sonst können wir keine Ruhe finden.“

„Mit einem heftigen „Donnerwetter!“ sprach die ganze Gesellschaft auf. Dann hoben sie die Humpen in die Höhe und riefen: „Arminius soll leben! Hurrah!“ und tranken aus. Hartum eilten sie dann zum Stamm, überall riefen: „Die Römer kommen!“ — und überall klang ihnen die Antwort: „Werst's raus!“ In kurzer Zeit war die deutsche Landwehr einberufen; bald fand der deutsche Heerban in guten Verleiden im Teutoburger Walde. Auch die Römer liegen nicht lange auf sich warten, und nun handelte es sich um die bekannte Frage: „Wer hat dich, du schöner Wald?“ — Aber die Germanen machten wenig Umstände; sie sangen: „Sie sollen ihn nicht haben!“ und Steine, Pfeile und Wurfpfeile flogen von oben herab auf die Römer, die in dem vom Regen aufgeweichten Waldboden ihren ganzen Drill verloren.

Als die Germanen genug gedursten hatten, erscholl das Commando: „Halt! Folgt er uns? Hatte er's nur auf mein Pferd oder auch auf mich abgesehen? Das waren Fragen, die mir das Gehirn zermarterten. Pocahontas lief so schnell sie laufen konnte, aber immer noch dicht dieses nervöse Zittern über ihren glänzenden Leib. Ich drehte mich rasch im Sattel um und blickte zurück. Da, mitten auf dem von Mondschein klar erhellten Pfad, taumelten ein Steinwurf hinter uns, galoppirte der Cuguar, und seine Klanken wurden gepfeift im Laufe von seinem großen Schwanz. Seine Augen glühten in phosphorescirenden Feuer. Er verfolgte uns. Ein eiserner Schauer des Entsetzens ergriff mich. Was thun? Daß wir ihm durch schnelle Flucht nicht entkommen würden, das sah ich jetzt, denn Pocahontas konnte diese rasende Eile nicht mehr lange aushalten und es kamen bald Stellen auf unserem Pfade, wo das Laufen ausgefallen war. Der Cuguar aber schien im Stande zu sein, die ganze Nacht in demselben Tempo weiter zu galoppieren. Nein, unsere Rettung, wenn sie möglich war, lag allein darin, daß wir Schritt gingen und ich meinen Revolver parat hielt, im Falle die Bestie uns doch attackiren sollte. So ritt ich dann plötzlich mächtig in die Fildack und zwang das Pferd, langsam zu gehen. Sofort auch, wie ich merkte, hielt der Cuguar an und folgte uns nun ebenso bedächtigen Schrittes. Hatte er Furcht vor uns? Oder war es nur eine Kriegslust von ihm? Ich wußte es nicht, aber hinter uns her, immer in derselben Entfernung, gerade außerhalb Schußweite, hörte ich das weiche Pe! Pe! seines Fildacktrabes.

Der Hirtentab.

Ein trübes Stimmungsbild.
Dort oben auf dem Berge
Da steht der Hirtentab
Und blickt von tiefer Trübniß
In's tiefste Thal hinab.

Denn in dem Thal dort unten
Ein kleines Häuschen steht,
Dortin steht sich der Knabe
Von Früh bis Abends spät.

„Ach, in dem kleinen Häuschen
Geht's heut' gar lustig zu,
Dum padt die herbe Wehmuth
Den armen Hirtentab.“

Schier möchte er verzweifeln
Und in den Abgrund sah
Vor Schmerz hinunterstürzen,
So thut das Herz ihm weh.

Das Häuschen ist die Welt!
Dort gibt's heut' Hirtentab
Und dombongtrote Knabe —
Doch er — ist nicht dabei!

— Warnung. Vater (zur Gattin, die den kleinen Fildack führt): „Aber hör' doch auf, Fildack hat schon genug Gedei! Fildack: „Papa, schweig lieber, sonst kriegst Du auch noch wehe!“

— Bei der Schmiere. Herr: „Ihre Schauspieler sprechen aber unbedeutend, da versteht man ja kaum ein Wort!“ Director: „Paffen Sie nur auf den Souffleur auf, den verstehen Sie sicher!“

— Neue Krankheit. Ergeant: „Reel, Sie leben ja so verpflegt aus als hätten Sie das „galoppirende Destillirum“ in

Serkhönig.

Eine heitere Liebesgeschichte von E. Bettelein.

Zwischen dem Besitzer des in dem Städtchen K. seit Menschengedenken existirenden Gasthofes zur blauen Weltugel und seinem Sohne, dem Dr. jur. Eugen Möllenbach, kam es zu folgendem Abkommen: Der junge Rechtsfreund sollte auf seinen Lieblingswunsch, sich in Berlin als Rechtsanwalt niederzulassen, zu Gunsten seiner Heimatstadt verzichten, wogegen ihm der alte Möllenbach einen Theil seines väterlichen Erbes sofort ausfolgen und seine sämtlichen in der Hauptstadt hinterlassenen Schulden begleichen wollte. Nach einigem Widerstreben ging der „Herr Doctor“ auf des Vaters Vorstöße ein und erzielte dadurch ein vorläufiges Aufheben von monatlich zweihundert Mark, das ihm der Alte in der ersten Auszahlung seiner Freunde über die Nachgiebigkeit seines Sohnes auslegte.

„Aber nun kommen wir auf einen anderen Punkt“, fuhr der alte Möllenbach fort, indem er mit einer Federpfeife das Mundstück seiner Tabakspitze säuberte. „Sein Sohn blickte ihm fragend in's Antlitz.“

„Um hier als Rechtsanwalt durchzubringen, ist es vor allem nöthig, Dich zu verheirathen. Du kennst doch meinen Freund, den Großgrundbesitzer Grimme? Mit dem habe ich bereits Verabredung geschlossen. Er wäre nicht abgeneigt, Dir seine Tochter Adele zu geben. Sie soll ungefähr 100,000 Thaler Mitgift erhalten — was meinst Du dazu?“

„Sein Sohn verzog die Lippen: „Lieber Papa, da wir auf dieses Thema gerathen, so will ich Dir ein Thema beibringen. Du kennst doch meinen Freund, den Großgrundbesitzer Grimme? Mit dem habe ich bereits Verabredung geschlossen. Er wäre nicht abgeneigt, Dir seine Tochter Adele zu geben. Sie soll ungefähr 100,000 Thaler Mitgift erhalten — was meinst Du dazu?“

„Aber nach dem alten Möllenbach das Mundstück seiner Tabakspitze wieder an das Rohr befestigt hatte, stellte er dieses bei Seite und versicherte seinem Sohne, daß er in Gottes Namen auch in den fauren Apfel beißen und bei dem liberalen Bankier Anfrage halten wolle.“

Und nach am selben Tage sprach er bei Herrn Semperdorf vor und hatte dort um so leichteres Spiel, als dieser von den jarten Beziehungen, welche sich zwischen seiner Tochter und dem Sohne des Großgrundbesizers angeschlossen, bereits durch eine Frau Kenntnis erhalten hatte. Nachdem zwischen den beiden Vätern die Mitgiftfrage zur gegenseitigen Zufriedenheit erledigt war, entfernte sich der alte Möllenbach, um seinem Sohne die freudige Botschaft zu überbringen, während der Bankier seine Tochter auf sein Zimmer rief und ihr von der getroffenen Vereinbarung Mittheilung machte. Doch wie beschämt er sich erthrauen, als ihm Louise mit Entschiedenheit erklärte, nimmer die Frau des jungen Rechtsanwalts werden zu wollen!

„Aber Kind, Du liebst ihn doch! Du hast es ja Deiner Mutter gestanden!“ „Ich kann nicht die Seine werden, Papa! Ich kann es nicht!“ wiederholte sie unter Schluchzen.

„So gieb mir doch wenigstens den Grund Deiner Ablehnung an!“ „Ich kann nicht, Papa!“

„Habt Ihr Euch etwa geirrt?“ Sie verneinte.

„Hach Du Weibchen von ihm gehört?“ „Nein, Papa — ach, bitte, frage mich nicht, — ich bin ja schon unglücklich genug!“ Damit stürzte sie aus dem Zimmer.

Dem Bankier blieb, da Louise auch ihrer Mutter gegenüber sich in Schwermuth hüllte, nicht anderes übrig, als den Willen von der blauen Weltugel mit der Schlichte bekannt zu machen. Dieser nahm natürlich seinen Sohn vor: „Siehst Du, in welche Verlegenheit Du mich gebracht hast! Mit meinem alten Freunde Grimme habe ich mich nun übernommen, weil er mir alles andere übergeben hätte, als daß ich Dich mit der Tochter eines Liberalen vermähle, und nun erlaube ich, daß Dich das bummle Ding, diese Louise, gar nicht haben will!“

„Wie! rief Eugen verwundert aus, „Sie will mich nicht?“ „Ihr Vater hat mit eben angestanden, daß er seine Tochter nicht zwingen könne, die ihre Hand zu geben, und daß sie von Dir nichts wissen wolle!“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ rief Eugen, am ganzen Leibe zitternd, aus. „Nun, dann sieh selbst, wo die Sache ihren Haken hat, — ich habe genug davon, mich um Deine Liebesgeschichten betümmert zu haben!“

Eugen suchte und fand bald Gelegenheit, mit Louise zu sprechen. Sie betrachtete ihn voller Zärtlichkeit, befragte aber mit thranenden Augen, daß sie nie seine Frau werden könne. „Aber, nach langen vergeblichen Versuchen, von ihr Unterstützung zu erhalten, in düsterer Seelenstimmung von ihr

ging, drückte sie ihm mit Leidenschaft, „ach, Jüngling die Hand.“ Eugen stand nun vor einem Räthsel, das er um jeden Preis lösen wollte. Dieser unerwartete Widerstand machte seine Zuneigung zu Louise zur heißen Flamme an und schärfte in ihm den Voratz, nicht abzulassen, bis er hinter das Geheimniß ihrer sonderbaren Weigerung gekommen.

Stundenlang patrouillirte er am nächsten Abend an ihrem Hause vorbei und blickte zu ihren Fenstern empor, glücklich, hier und da ihren Schatten an demselben bemerkt zu haben.

So traf er zwei Tage später auf das Stubenmädchen des Bankierhauses und suchte es zum Reden zu bringen, indem er ihm ein Zwanzigmarkstück in die Hand gab.

„Wissen Sie denn nicht, Marie, was in den letzten Tagen vorgefallen, und was Ihre junge Herrin zum dem Entschlusse trieb, mit aller Hoffnung auf ihre Hand zu taufen?“ fragte er sie.

Marie schenkte erst verlegen, dann antwortete sie ihm:

„Geben Sie sich gar keine weitere Mühe, Herr Möllenbach — es ist gar nichts mehr an der Sache zu ändern!“

Als Eugen aus diesen Worten entnahm, daß Marie mehr wisse, als sie zu verrathen entschlossen schien, drang er mit dem Aufgebot aller feiner Beredsamkeit in sie:

„Sie sollen es nie nie zu bereuen haben, wenn Sie mir den Grund mittheilen, liebe Marie, — glauben Sie mir, es ist ja auch in Fräulein Louise's Interesse, daß ich es erfahre, was sie plötzlich gegen diese Heirath einzuwenden hat; denn daß sie sich immer noch liebt, fühle ich noch wohl.“

„Versprechen Sie mir mit Ihrem Ehrenwort, mich niemals zu verrathen?“ Eugen schaute natürlich sofort hoch und theuer, sie niemals bloßzustellen. Sie traten beide in ein Kabinett, um unbeobachtet zu bleiben, und da begann sie:

„Zuerst Sie haben wohl Recht, Herr Möllenbach, — Fräulein Louise liebt Sie abgöttisch und weint ganze Nächte hindurch um Sie — aber Sie kann Sie nicht heirathen.“

„Weshalb denn?“ „Mein Gott — weil Sie Sie verloren hat.“

„Verloren?“ „Ja, mein Herr, — verloren, richtig verloren, im Kartenspiel!“

„Was sagen Sie da?“ „Geben Sie Acht, ich werde Ihnen das erklären: Sie können sich keine Idee von der Freundschaft machen, welche Fräulein Louise mit Fräulein Adele Grimme stellt. Ihrer frühesten Kindheit verbindet. Trophem sich die beiden Väter nie leiden mochten, trafen deren Töchter fast täglich auf ihren Spaziergängen zusammen und tauschten alle ihre kleinen, unschuldigen Geheimnisse mit einander aus. Als Sie nun vor einigen Monaten aus Berlin hier eintrafen und auf dem Rejournee mit den Fräulein gelangt hatten, waren beide mit einem Male sterblich in Sie verflochten.“

„Was sagen Sie — Fräulein Adele liebt mich auch?“ „Ja, wie eine Wahnsinnige! Und — zum Behufe — sie war es, die meinem Fräulein, als sie bemerkte, daß Sie nur Augen für die Letztere hatten, den Vorschlag machte, um Sie zu spielen.“

„Was Sie sagen!“ „Jawohl — sie trafen sogar ein schriftliches Abkommen, das beide mit ihrem Blute unterzeichneten, nachdem sie sich vorher zu diesem Zwecke mit einer Nadel in den Finger gestochen. Und nun begann das Spiel um Ihren Besitz.“

„Ein weltliches Spiel?“ fragte Eugen verwundert. „Jawohl. Ein Spiel Karten wurde gemischt, auf den Tisch gelegt, und dann mußte eine nach der anderen eine Karte abheben, bis der letzte König die Reihe käme; wer den zöge, dem sollten Sie zufallen.“ „Ach, wenn Sie gesehen hätten, mit welcher Angst, mit welcher Aufregung Karte um Karte abgehoben wurde, und wie mein Fräulein in Ohnmacht sank, als sie den Serkshönig in der Hand ihrer Freundin sah, — ich sage Ihnen, es war eine furchtbare Scene! Wir nahmen dann die beiden Fräulein das Wort ab, sie niemals zu verrathen.“

Eugen wußte nun genug; er dankte der mittheilenden Kammerzofe und ver sprach ihr nochmals unverbrüchliches Schweigen nebst sonstigen Beweisen seiner Dankbarkeit.

Nachdem er seinen Plan gefaßt hatte, suchte er das Fräulein Adele Grimme im Stadtwaldchen auf, wo sie täglich Nachmittags mit ihrem jüngsten Bräutchen zu spazieren pflegte.

„Sie freute sich sichtlich, als er auf sie zutrat und einige Höflichkeit mit ihr tauschte.“

„Haben Sie schon lange nicht Fräulein Louise gesehen?“ fragte sie ihn dann mit lüftigem Ausbruch. „Doch, gestern!“ gab er zur Antwort.

„So gestern — und heute noch nicht?“ forschte sie weiter.

„Nein, mein Fräulein! Ich besuchte sie gestern zum letzten Mal, denn ich mußte leider erfahren, daß sie mich gar nicht liebt; ich glaube sogar, daß mich Ihre Freundin nicht ausstehen würde. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Adele?“

„Nicht ausstehen, wäre zu viel gesagt, — ich glaube aber, daß Sie ihr vollständig gleichgültig sind.“

„So — nun, da ist es wohl am besten, daß ich auf ihren Besitz verzichte. Neben ihr nicht mehr da!“ — „Ich theile Ihnen bei dieser Gelegenheit übrigens mit, mein Fräulein, daß ich in den nächsten Tagen Deutschland den Rücken lehre.“

„Wie?“ antwortete sie, indem sie sich verfarbte, „Sie wollen verreisen?“ „Ja, mein Fräulein!“

„Sie wollen sich nicht bei uns etabliren?“

„Nein — noch nicht! Ich will mich vorerst ein bisschen die Welt ansehen — fahre über den Ocean nach New York segeln, wo sich ein Studiengenosse von mir befindet, dessen reizende Schwester ich in Berlin kennen lerne.“

„Ach so!“ verbeugte Adele, während sie zu Boden blickte.

„Gestatten Sie mir also, mich bei dieser Gelegenheit von Ihnen zu verabschieden, — ich gedente schon morgen oder übermorgen meine Reise anzutreten.“

Wortlos legte sie ihre Hand in die feine und sah ihm in tiefer Verehrung nach, als er seine Schritte der Stadt zulegte.

Eine Stunde später erhielt Louise Semperdorf den Besuch ihrer Freundin Adele, die ihr mittheilte, was sie von dem jungen Rechtsanwalte soeben erfahren.

„Sie ihn eine Amerikanerin anrufen soll, gönne ich ihm lieber Dir!“ rief sie mit Empfinden aus. „Einer Freundin zu Liebe soll mit dem Opfer zu groß sein.“ Bei diesen Worten holte sie den an ihrem Buken verwahrten Serkshönig hervor und rief ihn in die Höhe. Dann holte sie auch den mit Blut unterzeichneten Vertrag aus ihrer Kleiderlache und verbrannte ihn an dem Lichte einer Kerze.

Louise beugte sich nun, ihrem Vater mitzutheilen, daß die geheimnißvolle Hindernisse, die sich ihrer Vermählung mit dem jungen Rechtsanwalte entgegenstellten, befallen seien, und so konnte, dank der Gütlichkeit und Schläue des jungen Rechtsanwalts, der hochgeizig der beiden Liebenden ohne weitere Schwierigkeiten festsichtigt werden.

Fräulein Adele Grimme, welche sich ihrer Freundin als Brautjungfer anbot, erhielt von Louise ein hübsches Schreiben, in welchem sie der Ersteren erklärte, daß ihr Bräutigam fürchte, durch die Erfüllung ihres Wunsches taumelnde Wunden wieder aufzuweisen, und sie ihr daher keine Einladung zu ihrer Hochzeitsfeier zugehen lassen könne.

Dieser Absagebrief erfüllte Adele mit solcher Bitterkeit, daß sie ihren Vater veranlaßte, dem flehentlichsten Getriebe in K. den Rücken zu kehren und nach Berlin zu überfiebern, und sie richtete es so ein, daß sie just einen Tag vor der mit großem Gepränge vorbereiteten Hochzeitsfeier ihrer Jugendfreundin nach der Residenzstadt abdampte.

Kaiser und Mönch.

Um 1830, so erzählt man sich in Rußland, tauchte in Tomsk in Sibirien ein sonderbarer Einfieler auf, eine hohe, stolze Gestalt, zu der die tiefe feilsche Färbung in merkwürdigem Gegenfah stand. Er erklärte, Theodor Kuzmitch zu heißen, und verneinte im Uebrigen jede Auskunft über seine Person und seine Herkunft. Er lebte ärmlich in Gesellschaft eines Begleiters, der sich Krommoff nannte. Es fiel auf, daß der seltsame Eremit in gelegentlichen Gesprächen eine tiefe Kenntniß der Staatswissenschaften entwickelte. Im Jahre 1861 fand er, da er bereitete sich in Tomsk plötzlich das Gerücht, der Mönch sei kein Anderer als Zar Alexander I. gewesen. Man weiß, daß dieser mächtige Herrscher in seinen letzten Regierungsjahren tief verblüht, krankhaft erregt und frömmelnden Flüßchen zugänglich war — man dachte an den Einfluß, den die Wäthyl einer Juliane von Krünerer auf den Zaren gewann —, daß er schließlich, vollends verblüht und gebrochen durch den Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter, durch die furchtbare Ueberforderung, die Petersburg im Jahre 1824 bejmdete, und durch die händliche Furcht vor einer russisch-polnischen Verwicklung gegen das Haus Romanow, auf einer Reise in den Krim im September 1825 an einem der halbinsel eigenenthümlichen Fieber erkrankt, und Todesschmerz nach Tagantoff bringen ließ und dort bald farb. Nun behauptet die Legende, er sei damals gar nicht gestorben, sondern habe in einem Zustande tiefer Niedergeschlagenheit abgedauert, um den Welt seiner Tage in stiller Abgeschiedenheit zu verbringen und den weltlichen Frieden wieder zu erlangen, ähnlich wie es bereits der mächtige deutsche Kaiser Karl V. gethan und die Königin Christine von Schweden. Auf seinem Todestische soll eine solche Aussage auch sein Begleiter Krommoff thatächlich gemacht und ausdrücklich bezeugt haben, daß der Mönch von Tomsk Zar Alexander I. gewesen. Merkwürdig ist allerdings, daß die Portraits, die von dem Einfieler Theodor Kuzmitch existiren, eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit dem Zaren haben. Außerdem berichtet der Reisende J. J. Simpon, der über die Umstände, die dieser Legende zu Grunde liegen, Nachforschungen angestellt hat, folgende merkwürdige Einzelheiten: Er sei in Begleitung eines Hofanofficiers durch den Ural gereist. Dieser Officier, der nie von Theodor Kuzmitch hatte sprechen hören, erzählte, daß er als Kind in Petersburg geboren habe und sich vollkommen eines Gerüchtes entsinne, das auftrug, als der Zar Alexander bejmdete, wurde. Damals hätte nämlich Krommoff behauptet, der Zar erlaube nicht die Geheime Alexander's I., und diese Behauptung sei besonders auch dadurch bekräftigt worden, daß entgegen dem Gebrauche das Publikum nicht an der in der Kiste aufbewahrten Leiche des Zaren vorbeizugehen durfte.

— Der Allesverfänger. Junger Chemiker (im zoologischen Garten das Straußengehege neben seinem Weibchen betrachtend): „Ja, du — mit deinem Magen — du hast gut geirathen.“

— Der Allesverfänger. Junger Chemiker (im zoologischen Garten das Straußengehege neben seinem Weibchen betrachtend): „Ja, du — mit deinem Magen — du hast gut geirathen.“

— Der Allesverfänger. Junger Chemiker (im zoologischen Garten das Straußengehege neben seinem Weibchen betrachtend): „Ja, du — mit deinem Magen — du hast gut geirathen.“

— Der Allesverfänger. Junger Chemiker (im zoologischen Garten das Straußengehege neben seinem Weibchen betracht